

Cincinnati Volksblatt
No. 127 1/2 Siebente Straße.
Cincinnati, Ohio.
Verlags-Redaktion: Cincinnati Volksblatt, Box 228, Cincinnati, Ohio.
Telefon: Canal 2624.

den ist. Sicherlich hat es schon genug Schaden angerichtet, daß die Unionen den Tag ermahnen müßten, wenn den Demokraten die Gebührengeländerung nicht ein schwerer Geldverlust und fast bei jedem großen Bau haben lokale Verzögerungen hatte, die sich häufig Monate lang hinzogen, ohne daß die Unternehmer das mindeste Verschulden daran hatten. Schon längst wäre es Pflicht der Unionen gewesen, durch Schiedsgerichte solchen Streitigkeiten unter sich selbst vorzubeugen.

Der andere Einwand betrifft die Sympathiestreiks. Man kann den Arbeitern nur in der Zukunft bestimmen, daß sie sich nicht darauf einlassen können, in die Streitigkeiten von anderen Leuten hineingezogen zu werden. Ein dritter Grund betrifft die Arbeitslosigkeit. Es handelt sich um das Leben von Millionen. Das ist eine besondere Fertigkeit. Wie es scheint, sind die Union-Arbeiter nicht im Besitz dieser Fertigkeit, zum Mindesten nicht in dem Maße, wie die Spezialisten in dieser Sache. Es ist einleuchtend, daß, wenn die Unionen nicht befähigte Arbeiter bieten können, sie genommen werden müssen, wo man sie findet, denn der Mann, der den Unternehmer bezahlt, besteht darauf, daß gute Arbeit geliefert wird. Demnach hätten die Unionen diesem Mangel schon längst abgeholfen haben sollen, indem sie Spezial-Arbeiter für den gedachten Zweck lieferten. Die Folge ist, daß eins von den wichtigsten Gebieten außerhalb der Union gestellt worden ist. Das ist ein schwerer Schlag und im Interesse der Arbeiterschaft, wie der Gesamtheit zu beklagen. Durch Streiks wird dagegen nichts auszurichten sein, denn es ist deutlich zu erkennen, daß die Unternehmer lieber gar nicht, als unter den vorgeschriebenen Bedingungen arbeiten wollen. Die richtige Abhilfe besteht in der Reorganisation der Methoden und in Verringerung der Vorschriften der Unionen und diese Notwendigkeit ist bei den meisten Unionen, wenn nicht bei allen angebracht, da zu erkennen ist, daß sie in den letzten Jahren beständig an Boden verloren haben, so daß ein völliges Verfall der Unionen zu befürchten ist, was als ein Unglück zu betrachten wäre, da ohne Unionen eine völlige Anarchie im Arbeitsmarkt nicht ausbleiben könnte. Es würde angebracht sein, eine nationale Konferenz aller Arbeiterführer einzuberufen, um zu beraten, wie zur Rettung der Unionen sich thun ließe. Drei der hierzu notwendigen Bedingungen sind jetzt schon unvermeidbar. Das sind: Abschaffung der Jurisdiktions-Kämpfe und der Sympathie-Streiks und Garantie für Leistungsfähigkeit.

Roosevelt im Felde.

Der Führer der Progressiven hat die Geographie bei Seite gelassen und widmet sich wieder seiner alten Liebe, der Politik. Seine Antindianerung hat er in einer Anzahl nationalökonomischer Betrachtungen erfolgreich lassen, was infolgedessen überaus ist, als Roosevelt erklärt hat, daß sein Fach die politische Moral und nicht die Nationalökonomie sei, weswegen er während seiner Präsidentschaft Tarif und Finanz-Reform wie Feuer scheute. Aber in den Gebieten von Afrika und Südamerika muß er die vernachlässigten Studien wieder aufgenommen haben, denn er bringt Anknüpfungen der nationalökonomischen Verhältnisse des Landes zum Ausdruck. Er sagt, die Kosten des Lebensunterhalts seien nicht verringert worden. Die Tariffrage sei nicht im Mindesten ihrer Lösung näher gebracht worden. Der neue Tarif habe weder in der einen, noch in der anderen Hinsicht Abhilfe gebracht. Die Geschäfte händen in Gefahr. Der kleine Geschäftsmann, der Farmer und der Lohnarbeiter lebten in den schwersten Verhältnissen. Wäre die progressive Plattform angenommen worden, die Taten statt Redensarten bot, so würden die Bewohner der Vereinigten Staaten im Glück schwimmen. Sobald er aus Spanien zurückkomme, werde er das dem Lande auseinandersetzen, aber zu allererst einen Kampf gegen die republikanische Maschine von New York unter Wm. Barnes jr. und die demokratische Maschine unter Murphy eröffnen.

Es ist zu bebauern, daß das amerikanische Volk sich bis zur Klüftung Roosevelt mit der Ansicht, wie die von ihm beklagten Verhältnisse sich ändern ließen, warten muß. Besonders interessant wäre es zu erfahren, wie er die Kosten des Lebensunterhalts verringern könnte. Lebensmittel stehen in der ganzen Welt hoch im Preis. Der neue Tarif hat durch Abschaffung der Getreidezölle versucht, eine niedrigere Preislage in diesem Lande zu erzielen. Es ist möglich, daß dadurch eine schlimmere Heurung verbunden worden ist, aber eine Verwohlfenheit ist nicht wahrnehmbar. Wenn Roosevelt weiß, wie letzteres zu bewerkstelligen ist, wird er als Retter des Vaterlandes begrüßt werden, aber wir fürchten, daß er ebenfalls bloß mit Redensarten dienen kann. Was die Tariffrage anbetrifft, so kann man jetzt schon Roosevelts Vorschläge als unannehmbar verwerfen. Sein Plan ist, die Truffs zu legalisieren. Das muß zur notwendigen

Folge haben, daß der kleine Handwerker, dem Roosevelt helfen will, bis auf die letzte Spur eingeht und daß dem Arbeiter unter den Rooseveltschen Truffs goldene Tage beschieden wären, die bei uns so gern von Mund zu Mund weitergegeben werden: London, Paris im Frühjahr! kann man schnell und aus eigener Erfahrung eine weit wertvollere Erkenntnis fügen: Wert in Mai! Man kann keine schönere Zeit wählen als die des ersten frohen Frühjahrs; denn wenn es auch noch und ein wenig kühl ist — es läßt sich auf dabei! — noch ist nichts verächtlich wie im Sommer, alles steht prangend und reizvoll auf Schritt und Tritt.

Wachen wir also die Augen auf! Bei der Mitte der Stadt, vom Rathhaus her, ist es gar nicht so weit, „ins Grüne“ zu kommen. Man kann nach allen vier Himmelsrichtungen ausschweifen; denn im Osten liegt der Friedrichshain und der Treptower Park, im Norden der Humboldtshain, im Süden der Viktoriapark, und im Westen der Tiergarten. Im Treptower Park hat die republikanische Partei sich ohne die progressiven Stimmen, die sie nicht zurückzuerlangen kann, zu behelfen vermag, wird die Zukunft lehren. Die Erfahrungen der letzten Zeit aber berechnen zur Annahme, daß die republikanische Partei ohne progressive Hilfe sich nicht durchkämpfen können. Trotzdem wäre es zu wünschen, daß Roosevelt seine Dienste der republikanischen Partei widmet, denn wenn wir auch seine ökonomischen Ansichten keinen Wert beimessen, ist doch nicht zu bestreiten, daß er durch seine moralischen Anschauungen und durch seine vorgeschrittenen Ansichten über Arbeiterschaft viel dazu beitragen würde, die republikanische Partei auf ein höheres Niveau zu heben. Das Bögium in seinem geschäftigen Sinne hat ohne Zweifel an Roosevelts einen energiegelagten Gegner. Wenn dieses auch jetzt schon nicht mehr dahin schwindet, kann die Partei nur zum Ruin gelangen, wenn sie einer Persönlichkeit, wie Roosevelt, einen Platz anweist, um die Volkregierung weiter zu fördern, zumal nicht zu vergessen ist, daß Initiative, Referendum und Home Rule noch in sehr vielen Staaten nicht eingeführt sind und in Folge dessen das Bögium weiter floriert, wie das am Staat New York mit besonderer Deutlichkeit zu erkennen ist. In der gleichen Weise würde Roosevelt sich als Förderer von sozialen Einrichtungen, deren Vorkier er in diesem Lande unzureichend gewesen ist, als ein Segen erweisen.

Um Roosevelts Nützlichkeit zu erweisen, muß man sich die Schlage gegenwärtigen, die in beiden Parteien besteht. Die republikanische sowohl, wie die demokratische setzt sich aus zwei verschiedenen Elementen zusammen, von denen man das eine als konservativ und das andere als liberal bezeichnen kann. Die konservative Seite misshandelt alle Einrichtungen, welche dem Volke eine Kontrolle über die Regierung einräumen, die liberale Seite will dem Volke das Recht sichern, in die Regierung einzugreifen, wenn sie sich dem Gemeinwohl schädlich erweist. Da Roosevelts Anschauungen ausgesprochen liberal sind, so würde er eine Garantie bieten, daß die aristokratische Strömung in der republikanischen Partei nicht die Oberhand gewinnt. Damit ist gesagt, daß Roosevelt nicht die geeignete Persönlichkeit für die erste Stelle wäre, sondern einen wertvolleren Wirkungsfeld als Berater auszuwählen. Die Rolle, die wir ihm zuweisen möchten, ist derjenigen ähnlich, die Ex-Präsident Taft jetzt spielt. Dieser strebt nicht nach der Präsidentschaft, sondern leitet die Partei seines Rath und auch dieser ist von großem Wert, denn wenn Taft auch nicht als liberal gelten kann, so hat er doch dafür andere große Verdienste. Er ist ein sehr tüchtiger Administrator und vertritt die Anschauung, daß eine Partei ihr Bestes nur durch gute Verwaltung leisten kann. Ebenso ist er gegen das Bögium und wirkt auch in dieser Hinsicht nützlich. Es Gegenwärtig für seine konservativen Anschauungen wäre Roosevelt ganz besonders geeignet, so daß mit zwei solchen Beratern die republikanische Partei niemals fehl gehen könnte.

Der letzte Umstand aber ist, daß Roosevelt ein charakteristisches Temperament besitzt und nur an erster Stelle stehen sollte nur seine Ansichten gelten lassen will. Das wird wohl zur Folge haben, daß die republikanische Partei geringfügig sein wird, sich ohne Roosevelt zu behelfen und wie die Erfahrung erweisen hat, wird sie ohne ihn den Weg zum Siege finden.

Berlin im Mai.

Von Wilhelm Conrad G. m. o. f. Nicht nur auf dem Lande ist der Frühling schon, auch in den Städten, und ganz besonders in Berlin. Wer jemals Berlin, die moderne, raitlos pulsierende Weltstadt als eine Summe von Schönheit sehen will, der wandle jetzt hinaus aus der Dämmerung der Arbeitsbezirke und mache die Au-

gen anträgt, ist hier beispiellos. Schönheit in sich aufnehmen will, findet sie vielfach als ein billiges, kostbares Gut wartend an den Straßen stehen. Zu den alten Weisheiten, die bei uns so gern von Mund zu Mund weitergegeben werden: London, Paris im Frühjahr! kann man schnell und aus eigener Erfahrung eine weit wertvollere Erkenntnis fügen: Wert in Mai! Man kann keine schönere Zeit wählen als die des ersten frohen Frühjahrs; denn wenn es auch noch und ein wenig kühl ist — es läßt sich auf dabei! — noch ist nichts verächtlich wie im Sommer, alles steht prangend und reizvoll auf Schritt und Tritt.

Bei der Mitte der Stadt, vom Rathhaus her, ist es gar nicht so weit, „ins Grüne“ zu kommen. Man kann nach allen vier Himmelsrichtungen ausschweifen; denn im Osten liegt der Friedrichshain und der Treptower Park, im Norden der Humboldtshain, im Süden der Viktoriapark, und im Westen der Tiergarten. Im Treptower Park hat die republikanische Partei sich ohne die progressiven Stimmen, die sie nicht zurückzuerlangen kann, zu behelfen vermag, wird die Zukunft lehren. Die Erfahrungen der letzten Zeit aber berechnen zur Annahme, daß die republikanische Partei ohne progressive Hilfe sich nicht durchkämpfen können. Trotzdem wäre es zu wünschen, daß Roosevelt seine Dienste der republikanischen Partei widmet, denn wenn wir auch seine ökonomischen Ansichten keinen Wert beimessen, ist doch nicht zu bestreiten, daß er durch seine moralischen Anschauungen und durch seine vorgeschrittenen Ansichten über Arbeiterschaft viel dazu beitragen würde, die republikanische Partei auf ein höheres Niveau zu heben. Das Bögium in seinem geschäftigen Sinne hat ohne Zweifel an Roosevelts einen energiegelagten Gegner. Wenn dieses auch jetzt schon nicht mehr dahin schwindet, kann die Partei nur zum Ruin gelangen, wenn sie einer Persönlichkeit, wie Roosevelt, einen Platz anweist, um die Volkregierung weiter zu fördern, zumal nicht zu vergessen ist, daß Initiative, Referendum und Home Rule noch in sehr vielen Staaten nicht eingeführt sind und in Folge dessen das Bögium weiter floriert, wie das am Staat New York mit besonderer Deutlichkeit zu erkennen ist. In der gleichen Weise würde Roosevelt sich als Förderer von sozialen Einrichtungen, deren Vorkier er in diesem Lande unzureichend gewesen ist, als ein Segen erweisen.

Nachmals vom Stadtsentrum ausgehend, lohnt es sich, direkt dem Westen zuzustreben und damit die Pramschiffen zu lernen, die allen Fremden auf der eigentlichen Begriff „Berlin“ geläufig ist. Am Dom und dem alten, wunderreichen königlichen Schloss vorbei, kommt man zum Lustgarten. Eine Welle süßer Düfte strömt über den weiten Platz, auf dem die Wasserfontäne springen, und wo sich in der Mittagsstunde Tausende von Menschen vor dem Denkmal Friedrich Wilhelms 3. nach dem Aufziehen der Schloßwache vorfinden. Am Nationaldenkmal vorbei, einem blühenden Wald, kommt man unter den Linden entlang zum Pariser Platz. Berlins Via triumphalis leidet allein für sich. Von südlichen Jungfrauen sind die Mittelpromenaden und die seitlichen Bürgersteige überdacht. Schmuckereien lassen die Straße ein, elegante Menschen gehen hier meist im Mummel-schritt vorbei, und die Damenmode dieses Jahres, die so fapriozis als die der Zeit von 1870—71 liebäugelt, erhöht mit Formen und Farben das edel weltbürgerliche Genosse. Hier findet das Leben, die den modernen Menschen alles bedeutende Gegenwärt, vorüber, und wer sich auf das Beobachten verlegt, kann zum mindesten obenstehend sehen wie die Menschen in die wie weiße Herde gezogen sind. Es ist amüsan, unter den Linden den Kaffee zu trinken; denn wie am Potsdamer Platz, wo sich die Menschen und Wagen durch den grün überlaubten Engpaß der alten historischen Thorgebäude vom zum Keiziger Platz drängen, ziehen auch hier die endlosen Ströme: Passanten und Fußtrömer in doppelten Reihen vorbei. Die Pflanzlöcher unter den Linden und die 5-Piennig-Stühle sind denn auch begehrte Ruheplätze.

Am vornehmen Pariser Platz vorbei, geht es dann dem Tiergarten entgegen. Doch man kommt nicht ohne Staunen über den Platz fort, dessen Harmonie von springenden Fontänen, Blumenbeeten und saftigem Rasengrün bezaubert. Hier beginnt die große Gartenkunst Berlins, mit der schaukelnd keine zweite Stadt der Welt in Wettbewerb treten kann. In wie ihn selbst die Riviera ihren Können gegen theures Reiseziel nicht löhner zu bieten hat; denn wie dort, so kann man auch in Berlin unter Palmen wandeln. Wie ein traftoller Grub, wie ein Werben und Loden des Tiergartens ist der Platz, dessen üppige Blumenrabatten, Handelle und breite Laubwege zauberhafte Düfte ausströmen. Hinter dem hohen Brandenburger Thor breitet der Tiergarten die frischen, im zarten Grün leuchtenden Wipfel seines Laubholzes aus. Und den Weg nehme man am Goethe- und Lessingdenkmal vorbei, um vom Stempelplatz her in die Segesallee einzutreten und durch diese, wie von Dämonen getragen, zum Königsplatz zu kommen. Die Blumenpracht, die sich auf dem Wege verschwenderisch den

Augen anträgt, ist hier beispiellos. Magnolien und Mandelbäume prägen vor dunklen, geschnittenen Rüstern in voller Blüte, und dazwischen auf wohlgepflegten Reihen beeten, immerfort wechselnd, stehen in voller Pracht erschlossen vielfarbig Tulpen und Hyazinthen, ein Raufsch in Blumen, ein Lebenslachen in Düften, deren in der Sonne doppelt starke Glüh die Sinne bezaubert. Auch auf dem Königsplatz kann das Auge schwehen und das Herz Freude genießen, und wer dann über die vielfältig geschwungenen Tiergartenwege an der kleinen Blumeninsel, am Goldfischteich vorbei und zur Luiseninsel, zu dem Denkmal der Königin Luise und dem König Friedrich Wilhelm des Dritten geht, die Poesie der Rousseaufinsel aufsucht und schließlich durch den Rosenarten und über den Großen Stern zum Neuen See pilgert, auf dem die Gondeln, mit fröhlichen Menschen besetzt, wieder ihre Furchen ziehen, der hat eine Wanderung innerhalb des Berliner Stadtbildes gemacht, die ihn unbedingt befriedigen muß.

Aber noch mehr bietet die Stadt! Wer gern stille, abseitsige Wege aufsucht, wird die wohlthunende Ruhe im alten Schloßpark von Bellevue finden. Von der Spreetee aus, am Großen Stern, gelangt man in den königlichen Garten. Er ist ein Stück des Tiergartens. Doch alles trägt dort den Stempel des für sich lebenden Jhdls; ist doch das alt Schloß heute selbst eine Zuhle, die abseitig vom Verkehr, an der Spree, der Grenzsteine des Westens und Moabits, liegt, die von einer langergangenen Zeit kündet, eine von Naturromantik verklärte Schönheit. Wunderliche Partien gibt es dort, und besonders schön ist der sich zwischen dunklen Laubgebüsch neben der „Retaire de Louise“ sich hinziehende Kaiserin Augustas Weg, der, weiden- und maiglöckchenumblüht, von der fürstlichen Frau sehr geliebt worden ist. Und neben diesem Park gibt es dann noch einen zweiten, der etwas weiter entfernt ist, dafür aber an Größe und Schönheit den von Bellevue noch bei weitem übertrifft: den Schloßpark von Charlottenburg.

Sind der Tiergarten und der Bellevuepark im Mai schön, so ist der Park des Schloßes zu Charlottenburg sicher das wundervollste, was man finden kann. 1694 von dem französischen Gartenkünstler Le Notre angelegt, hat der nun bald zwei und ein Viertel Jahrhundert alte Park herrlichen, alten Baumbestand und dazuviel viel junges, fröhlich entwidelteltes Unterholz. Wie im Tiergarten und beim Schloß Bellevue, blühen dort im Mai die Rhododendronblüthe. Als helle Hügel leuchten sie über die breiten Rasenflächen hin, aus denen Herden von Blumen aufgeschpitzt sind: Tulpen, Anagallis, Narzissen und all die vielen anderen, die zu den Kindern des Frühlinges gehören. Neben Dorndrüsen blühen die Magnoliabäume, wie ein Pracht überall mitten im Grünen die Raubbäume, und alles übertrifft an Reichthum und Blütenfülle, an Uppigkeit und Fülle der überall stehende Nibder, der gerade diesem Park zur Majestät seinen Reiz gibt. In den Wäldchen musiziert ein vielstimmiger Chor von allen Arten der kleinen geliederten Sänger. Auf dem Teich und den Wasserläufen der hin, ste mit ihren Tungen; die Frösche quaken im Moor zwischen Schilfröhren, vor denen es leuchtend gelb von Stumpfrotterblumen und arktika vom Vienenaufl schimmert, während auf den höhergelegenen Rasenflächen die Gänseblümchen ihre rosafarbenen weichen Köpfchen ins Licht strecken. Reiterlichkeit spricht von Dersan. Und dieses Gefühl steigert sich an, wenn man über die alte, von buntem Nadelbäumen eingesetzte Allee schreitet, an deren Ende das Mäuleum liegt, die stille Gruftkapelle mit dem griechischen Tempelportal, die wahrhaft königliche Lokumentalschmuck inmitten dieser zauberhaften Natur.

Für wenige, wfenigge Jahrgeld kann man das alles erreichen. An Alleen und Straßen blüht es dazu nicht minder; denn Berlins Bürgerlichkeit liebt die Blumen, so daß Goldblad, Spiranä, Stiefmütterchen, Bergmännchen, Nibder und Rosen auch in den Gärten und Gartenwinkeln ihre Heimstätten gefunden haben. Serrlich maiengrün stehen überall die Baumreihen. Es lebt Freude zwischen den Häusermassen, und noch im abendlichen Zwielicht kann all das wechselvolle Leben genießen, wer Augen und Sinne dafür hat. Und man erlebt das Alttubende Unruhvolle und doch beglückende Leben der Stadt als etwas Besonderes, Schönes und Starres, weil man selber die jungmädliche Mäntelchen im Herzen trägt, die der Stadt das blühende Antlitz um diese Jahreszeit verleiht.

Schwerenöcher.

Dame: Weshalb stellen Sie denn das Eis so weit weg, Herr Leutnant? Ich hätte recht gern noch einmal zugekostet. Leutnant: Oh, Gnädigste, hätte es in Ihrer Nähe gestanden, so wäre es längst geschmolzen.

Ueber die Urbewönerung von Chile.

Die heutigen Chilenen sind aus den Nachkommen der Urbewöner und der eingewanderten Spanier durch immer fortgesetzte Mischung hervorgegangen.

Die Indianer, ursprünglich wohl von gleichmäßig geringer Kultur, wurden zur Zeit der Inka mit deren Kulturfortschritten bekannt. Da die Herrschaft der Inka um 1540 aber nur bis zum Rio Maule reichte, so haben nur die nördlichen Stämme einen größeren Vortheil von ihr gehabt, die in Mittel- und Südchile wohnenden aber geringen oder gar keinen. Daher finden wir eine Abstufung in der Kultur der Urbewöner von Norden und Süden.

Die nördlichen Stämme bestanden zur Zeit der Eroberung aus den südlichen Ausläufern der beiden großen Kulturvölker Südamerikas, der Acha und Timara, oder sie redeten wenigstens deren Sprache. Durch die Kulturvölker des Nordens hatten sie gelernt, Gewebe anzufertigen, Metalle zu bearbeiten und Salz zu gewinnen, auch mittels künstlicher Bewässerung Pflanzungen anzulegen. Im Laufe der Zeit aber sind sie aufgegeben, kristallisiert und inwieweit worden; die Zahl der noch reichlich A. Martin auf 20.000. Zu ihnen gehören die Fischerstämme der Atacama, Atacamenos und Allas. In der Gegend von Coquimbo und Aconcagua sprach die Urbewöner schon Traufanisch, lebte aber unter Inka-Beamteten.

Das bedeutendste Volk Chiles waren ohne Zweifel die Araukaner oder Mapuche, d. h. Leute des Landes. Sie wohnten zur Zeit der Entdeckung südlich vom Rio Maule, etwa bis gegenüber Chile, zwischen 36 und 43°. Pedro de Valdivia unternahm zunächst die zwischen dem Maule und dem Rio Bio lebenden, war aber südlich dieses Flusses auf wenige feste Plätze, besonders Valdivia, beschränkt. Damals sollen die Araukaner im Süden des Rio 500.000 Köpfe stark gewesen sein. Diese erhoben sich alsbald gegen die fremden Eindringlinge, 1556 töteten Pedro de Valdivia 1556 und vertrieben die Spanier bis 1598 ganz. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Valdivia neu errichtet, erst 1887 konnten die Araukaner vollständig unterworfen werden; ihr Land wurde chilenischen Bauern gegeben, sie selbst sind in die Korbillere und nach Patagonien hinübergedrängt worden. Ihre Zahl war aber schon vorher zusammengeschmolzen: um 1750 auf 150.000, um 1800 auf 100.000 Seelen; 1880 schätzte Dehmann sie auf 40.000, Treutler auf nur 10.000, während Karl Martin ihnen 1905 noch gegen 100.000 Menschen zugabte, allerdings unter Einrechnung aller Araukanisch redenden Bewohner von Valdivia, Manauque und Chile. Naturgemäß vermischen auch sie sich mit den Einwanderern, und sie beginnen in den neuen Provinzen allmählich die untere Klasse zu stellen.

Die in Valdivia, Manauque und Chile wohnenden Araukaner nennen sich Huilliche, Seltente, die östlichen auf argentinischem Gebiete heißen Quenches, Ollente, die in der Korbillere Pehuenches, Fichtennäher; der nördliche Stamm hieß Mincas. Ihr Land theilten sie in meridionale Streifen, Küstland, Ebene, Vorberge, Korbillere, deren jedes von einem Loqui regirt wurde. Die Araukaner sind mittelgroß und sehr kräftig; sie haben kleine Hände und Füße und rötlichbraune, gelegentlich auch hellere Hautfarbe. Ursprünglich fast nackt gehend, haben sie offenbar durch die Inka-Kultur neben vielen anderen Verwöhnungen auch ihre Kleidung erhalten. Sie bekleiden sich aus dem Lendchen, Chamaal, die über den Kopf geworfen wird; dazu tragen sie ein Haarbündel sowie ein zulangemgefehtetes Tuch, wozu im Süden, wo sie noch am meisten zivilisiert worden sind, Beinkleider, Samakissen und Nibabite kommen. Die Frauen tragen ein Tuch um die Lenden und über die linke Brust, ein zweites um Nacken und Schulter, das sie am Halse mit einer schweren silbernen Nabel befestigen. Dorfschafften giebt es nicht, sondern nur Einzelhöfe, Wobhäuser mit Strohdächern und durch Kobragelst gefachene Abtheilungen. In deren Umgebung bauten die Araukaner schon früher Mais, Kartoffeln, Nohken und hielten das Quanao als Haus- und Schlachtvieh. Natürlich ließen sie auch der Jagd ob und entnahmen den Flüssen und dem Meere Fische, Muscheln und Lango, dem Walde Krautartenzapfen. Ihre Lebensweise wurde aber durch die Bekämpfung mit der europäischen Kultur verändert, die ihnen den Anbau von Erbsen, Weizen und Gerste, ferner Rindvieh, Schafe, Hunde, Koggen und Pferde brachte; letztere haben sie zu einem Reitervolk gemacht. Ihre Waffen waren die große Rohrlanze (Coblique), Keulen, Schleudern, Schilde, Bogen, Pfeil und Lasso; aus Bäumen stimmerten sie sich Kanus, aus aufgeschlagenen Seehundsfellen die Balsas (Kanus) der Küste. Gold und Silber wurden zu Schmuckstücken, Kupfer zu

Weiß- und Lansenspigen, Kerlen und Hämmern, Marmor und Porphyr zu Kerlen verarbeitet. Des Weibes Beschäftigung war Spinnen, Flechten der Matten, Fischerei und Körbe. Zubereiten derlei Leinwand und der Weiden. Auch die Urbewöner der Insel Chiloe waren Krautener; noch heute sprechen viele Familien Araukanisch, ihre Beschäftigung hängt aber meist mit der See zusammen; sie sind gute Schiffer und Fischer.

München als Hochburg amerikanischer Künstler.

„Während seines kurzen Bestehens hat der amerikanische Künstlerclub in München bewiesen, von wem außerordentlichem Werthe derselbe nicht nur für die noch Deutschland zum Studium kommenden Künstler Amerikas, sondern auch für die Förderung der geistigen Beziehungen zwischen den beiden führenden Nationen der Erde, Deutschland und Amerika, ist.“ So erklärte Herr Ernst Dean, einer der Mitbegründer und bis vor kurzem Sekretär des genannten Clubs, als er in New York an Bord des Norddeutschen Lloyd dampfers „Cafel“ mit seiner Familie eintraf.

„München“ so fuhr Herr Dean fort, „ist während der letzten Jahre zu einem beachtlichen Maße der Sammelplatz sämtlicher amerikanischer Künstler, die Deutschland zu Studienzwecken aufsuchen, geworden, daß ein solcher Club, wie der amerikanische Künstler-Club, nach und nach zur absoluten Nothwendigkeit geworden war.“

„Und nicht nur diejenigen amerikanischen Künstler, die Deutschland zu Studienzwecken aufsuchen, sondern selbst jene die sich zu diesem Zwecke nach anderen Ländern Europas begeben, beginnen mehr und mehr München als die Hochburg der Künstler zu betrachten. Es ringt sich beim amerikanischen Kunst-Studenten immer mehr das Verständnis und die Werthschätzung des soliden Aufbaues und der gründlichen Konstruktion der deutschen Kunst, und zwar jedes Zweiges der deutschen Kunst, im Vergleich mit der viel weniger gründlichen französischen Kunst, durch.“

„Es kann überhaupt keinem Zweifel unterliegen, daß München als die Stadt des Kunststudiums sämtliche Städte der Erde überflügelt hat.“ „Was die Thätigkeit des Clubs anbetrifft“, fuhr Herr Dean, „auf die Freude und Ziele des amerikanischen Künstler-Clubs von München überlegend, fort, „so hat derselbe seine Existenzberechtigung am besten durch seine große Ausstellung im Anfang dieses Jahres bewiesen.“

„Zahlreiche ansehnliche Persönlichkeiten, sowie die führenden Künstler Deutschlands besichtigten dieselbe und gaben den Bestrebungen des Clubs großen Beifall. So erklärten unter anderen Professor von Stieglitz von der Kunstakademie, sowie Professor Wiermer, der die Institution als eine absolute Nothwendigkeit, die reiche Früchte tragen werde.“

„Unter den fremden Gästen, die der Ausstellung, sowie dem Club Besuche abstatteten, befand sich auch Herr Theodor Sutor, der Präsident des „Deutschen Journal“, der gleichfalls viele Worte des Lobes und der Anerkennung für die Bestrebungen des Clubs fand.“

Der Club, der nunmehr seit zwei Jahr besteht und in No. 29, Georgen Str., in einem der vornehmsten Theile Münchens, sein eigenes Heim besitzt, stellt sämtlichen amerikanischen Künstlern, seien sie Maler, Bildhauer, Musiker, Architekten, Schriftsteller u. s. w., offen, und steht ihnen in jeder Beziehung mit Rath und That zur Seite.“

Die Beamten der Vereinigung sind momentan W. Nappenhack, Präsident, Henry Böhm, Sekretär, und John W. Imhof, Schatzmeister.“

Die Kunst zu schlafen. In der „Neuen Freien Presse“ theilt ein Mitarbeiter, der sich kürzlich auf Kap Martin aufhielt, allerlei über das Befinden und die Lebensführung der alten Kaiserin Eugenie mit und erzählt dabei folgendes Geschichtchen: Vor einiger Zeit unterließ sich die Kaiserin mit einem ihrer Gäste, einem bekannten Literaten aus Paris, auch über Kaiser Franz Josef und auch dabei folgende Erinnerung zum Besten: Es war bei der letzten Zusammenkunft zwischen Napoleon 3. und Franz Josef im Jahre 1869, an der von seinem Gallienleibenden Schwager mitgenommenen französischen Kaiserin Eugenie's Besuchsstollen fragte, wie er es fertig bringe, traumslos und ruhig die Nacht durchzuschlafen. „Ach schalte meine Gedanken aus“, war die Antwort. Darauf Napoleon: „Das ist eine Kunst, die ich nicht verstehe.“ Und nun erzählte Kaiser Franz Josef, daß er diese „Kunst“ sich schon vor seinem Regierungsantritt angeeignet habe und daß er hoffe, es auf diesem Wege zu einem hohen Alter zu bringen.

Gut gegeben. Galtin (die spindeblinde ist, zum Garten, den sie in eiferfüchtiger Weise vertheidigt): „D. mir ahnt es schon, daß ich eine Schlange an meinen Busen nähere!“ Gatte: „Ja, bist! Dich, schnell! nicht auf!“